

Allan  
Jenkins  
Wurzeln  
schlagen



Nerven, ängstliche Seeringelwürmer auf einen Haken zu fädeln. Wir essen nie Fische, die er gefangen hat. Er bringt auch nie welche nach Hause. Er mag ohnehin keinen Fisch zum Tee. Er ist ein Fleisch-und-Kartoffel-Junge. Sein Lieblingsessen: Heinz-Spaghetti auf Toast. Mit der Zeit zieht es ihn mehr und mehr ins Dorf. Er kann dessen Ruf deutlicher hören als ich: die Hundepfeife anderer Kinder. Ich sehe sie auf den Hügeln, am Horizont, als sichtete ich einen Fuchs. Binnen weniger Jahre wird er zu einem begnadeten Athleten, talentiert in vielen Sportarten. Es fällt ihm leichter, ein Junge zu sein, als mir. Er ist authentischer dabei. Autos und Fahrräder, Kricket und Fußball; später Bier mit den größeren Jungs. Bald nach unserer Ankunft baut Dudley uns eine Art Seifenkiste. Er malt sie leuchtend gelb und blau an. Chris' sommersprossiges Gesicht strahlt, wenn wir hinter dem Haus den Hügel runterbrettern, er lacht, wenn wir zum Fluss rasen, mit kreischender Handbremse über den Wattweg schlittern und es schaffen, den Schlamm fast immer zu umkurven. Allmählich wird er von seiner Angst geheilt. Er nimmt an Größe und Gewicht zu. Schon nach wenigen Jahren in Aveton Gifford ist er ärgerliche zweieinhalb Zentimeter größer als ich.

Ich bin wieder in der Parzelle, und die Schnecken wüten weiter auf Marys Gartenstück. Ich weiß nicht, warum. Ich habe eine Menge Unkraut ausgerupft, und es gibt nur noch wenige Verstecke für sie. Vielleicht ist es einfach ihr Jahr. Ich habe Erbsen und Bohnen gesät und nachgesät, aber sie erledigen die jungen Keimlinge fast jedes Mal sofort. Wie Skelette liegen sie am Fuß der Stangen. Es ist ein Bohnenschlachtfeld. Ich gebe nach und kaufe endlich Bio-Schneckenkorn. Die biologische Gedankenpolizei würde finster blicken, aber es geht nicht an, dass ich eine reiche Ernte habe, während Marys Wigwam kahl bleibt. Ich lege Buschbohnen nach (in drei Farben: Gelb,

Grün und Blau) und gehe eines Abends nach der Arbeit noch einmal hin. Niemand ist auf dem Gelände, es riecht nach Heu und englischem Sommer. Die Ringelblumenbüschel leuchten geradezu in der frühen Dämmerung. Ich stecke noch mehr Bohnen um Marys Stangen in die Erde und lege die ersten Spitzen der Saat von vergangener Woche frei, Keime, zusammengerollt wie Siebenschläfer. Ich ergänze die Erbsenstöcke und verteile schützendes Schneckenkorn. Mir läuft die Zeit davon. Noch eine Woche bis zur Sommersonnenwende, dann werde ich nicht mehr hier sein, um zu helfen. Denn dann fahre ich zu dem zweiten magischen Fleckchen Erde in meinem Leben, einem Nutzgarten mit Sommerhaus an der ostjütländischen Küste, wo ich vor allem Bäume pflanze.

Es fühlt sich immer komisch an, den Schrebergarten zu verlassen, und sei es für noch so kurze Zeit. Als ließe ich ihn im Stich und er verstehe es nicht. Es ist ein wiederkehrendes irrationales Gefühl (ein Thema, das sich durch mein Leben zieht). Aber dieses Mal ist es noch intensiver, verstärkt durch meine erzwungene Abwesenheit im Winter, als ich gebrochene Knochen hatte.

Der Garten in Dänemark ist anders. Er ist wie ein Echo von Devon. Ebenso küstennah, selbst der breite Streifen mit flachem Wasser und weißem Sand ist gleich. Doch er ist größer, wilder, und einsamer gelegen als die Parzelle in London – etwa 1500 Quadratmeter sandiger Lehm, 300 Meter vom Meer und einige Kilometer von dem Ort entfernt, in dem meine 90 Jahre alte dänische Schwiegermutter lebt. Nah genug jedenfalls, dass sie die Strecke radeln kann.

Wir besitzen dieses Stück Land und das Haus seit nunmehr zehn Jahren. Es ist vielleicht mein Ort der größten Geborgenheit.

Natürlich erinnert dort vieles an Dudley, an unser Haus, Herons Reach, an zu Hause. Das liegt am Klima, am Licht, an den flirrenden

Libellen, den blauen Schmetterlingen und den Blumen: rosafarbene Nelken im Sommer, blasse Schlüsselblumen im Frühling – die gleiche scheue, bescheidene Blume, die ich Lilian immer zum Muttertag pflückte. Es liegt an den Finken und Meisen, die wir füttern, an der jedes Jahr wieder überraschenden Ankunft der Zugvögelschwärme, die hier haltmachen, um sich an den wilden Kirschen und den roten Vogelbeeren satt zu fressen. Es liegt an den Hasen mit orangefarbenem Rückenfell, die über die Wiese hoppeln, an den Füchsen und Dachsen, die ihre Spuren im Schnee hinterlassen. Es liegt an den Brombeeren, die den Strand säumen und tröstliche Bilder vergangener Spätsommertage hervorrufen, wenn wir mit Lilian die Hecken abpflückten, kleine Kannen mit Beeren füllten und ich mir Hände und Gesicht mit Saft bekleckerte. In einer meiner lebhaftesten Erinnerungen backen wir Brombeer- und Apfelkuchen, den Dudley so gern mit der fetten Sahne aus Devon aß (Lilian war keine große Köchin, aber sie konnte einen guten Kuchen backen). Doch das tiefste Echo von Devon hallt aus den Bäumen. Dudley pflanzte leidenschaftlich gern Bäume: Pappeln und Goldregen, die die neue Zufahrt zum Haus säumten, Japanische Zierkirschen wegen der Farben der herbstlichen Blätter, die ich zwischen den Seiten meines Schulbuchs presste; Äpfel (*Cox Orange* zum Essen, *Bramley* zum Kochen), Conference-Birnen und Victoria-Pflaumen. Als ich etwa sieben war, pflanzte er 200 fünfzehn Zentimeter hohe Weihnachtsbäume, um die ich mich zu kümmern hatte, das heißt, ich sollte das erstickende Gras kurz halten. Das war die Arbeit, die ich am wenigsten mochte, noch weniger, als die endlosen Quadratmeter Rasen zu harken. Es war stets eine große Frickelei mit den Bäumchen, und es ließ sich nie vertuschen, wenn mir die Schere ausrutschte und ich ein Stämmchen verletzte. Christopher blieb diese Arbeit erspart, weil er zu viele Bäumchen köpfte. Ein schlauer kleiner Fuchs, mein Bruder.

Vielleicht zu Ehren von Dudley, auch wenn solche Dinge nie so eindeutig sind, wie es hier klingt, pflanze ich auf Ahl meistens Bäume – ein paar alte dänische Apfel- und Pflaumensorten, drei Spalierbirnen, rote und schwarze Johannisbeerbüsche und dazu Kiefer, Fichte, Lärche, Birke und Buche. Ich habe sie ausgewählt, weil sie in diese Gegend passen: eine Halbinsel mit altem Baumbestand und überall dazwischen Sommerhäuser aus Holz. Als wir das Haus fanden, mussten wir erst einmal vergreiste Bäume entfernen, die das Grundstück umstanden. Wir fällten sie mit Hilfe unserer Nachbarn, derselben Nachbarn, die ihre Wochenenden opferten, um einen Schuppen für das Brennholz zu bauen, das sie dann mit uns zusammen zersägten und spalteten. Denselben Nachbarn, die im Winter unseren Kamin anzünden, bevor wir ankommen. Einsamkeit plus Gesellschaft, nach dieser Formel bin ich seit jeher auf der Suche, genauso wie in der Kleingartenkolonie, und auch sie ist ein Echo jenes Dorflebens in Devon, das es nicht mehr gibt und das auch nie meines war.

Genau wie bei der Laubenkolonie mache ich mir Gedanken um den Garten, wenn ich nicht da bin, fühle denselben Abschiedsschmerz, wenn ich ihn verlasse. Zum Winter vergrabe ich Tulpenzwiebeln am Rand, auch wenn die Chance gering ist, dass ich sie blühen sehen werde. Der Reiz besteht in dem Wissen, dass sie am Dialog mit ihrer Umgebung teilnehmen. Ich freue mich zwar, wenn mein Besuch in die Zeit ihrer Blüte fällt, aber ich muss nicht zwingend zu diesem Zeitpunkt dort sein. Es reicht mir, wenn ich die verblühten Blumen, die abgefallenen Blütenblätter in ihren verblassten Farben entdecke. Wie in der Laubenkolonie geht es mir um das Pflanzen als solches. Zwar bereitet es mir ein kindliches Vergnügen, wenn ich sehe, wie die Lärche in die Höhe schießt und nach dem Himmel greift, dennoch ist mir bewusst, dass ich sie höchstwahrscheinlich nicht mehr in ihrer majestätischen Vollendung als ausgewachsener Baum erleben werde.

Aber irgendjemand wird es, vielleicht ein kleiner Junge, der an einem ihrer Äste schwingt oder im sommerlichen Gras spielt. Unterdessen mähe ich und denke hin und wieder an Dudley, wie er den Feldern und Hügeln Devons Rasen und Wiesen und Obstgärten abgewann, an die Baskenmütze (vielleicht wie er selbst ein Überbleibsel aus dem Krieg) auf seinem Kopf, den militärisch akkurat getrimmten Schnurrbart (dito), an seine eng gegürtete Kordhose, die grasgrünen Flecken auf seinen Schuhen, und ich warte und beobachte.

Ich sehe, dass die Lärche die drei neuen Birken überflügelt, während ihr Schwesterbaum in der anderen Ecke Sonnenlicht und Schatten einfängt. Ich sehe die hellgrünen neuen Triebe an den Schösslingen, die ich über eine Anzeige in der Lokalzeitung gekauft habe. Manchmal schiebe ich die kleinen Bäume so lange auf dem Grundstück hin und her, bis sie ihren Platz gefunden haben und bleiben. Ich sehe, wie die wilde Kartoffelrose Fuß fasst und sich ausbreitet. Die Gemeindeverwaltung unterhält eine Hassliebe zu den wuchernden, duftenden Blumenböschungen, die sich den ganzen Strand entlangziehen, und rasiert sie jedes Jahr von neuem ab. Sie seien russisch, behaupten sie, obwohl es die Rosen am Strand schon gibt, solange die Leute denken können. Die Dänen haben ein gestörtes Verhältnis zu Eindringlingen von außen, während ich natürlich der Kartoffelrose die Daumen drücke.

Ich beobachte, wie die scheuen Rotschenkel abends umherflattern und Ameisen fressen. Das Männchen stößt seinen warnenden Morgenruf aus, wenn ich mich dem Brutkasten nähere, in den sie jedes Jahr zurückkehren (ich wende mich nach links und mache einen großen Bogen ums Haus, um sie nicht zu stören). Ich beobachte, wie der Buntspecht seinem Jungvogel beibringt, Nahrung zu suchen, während eine Meise geschickt hinter ihnen herschleicht, für den Fall, dass sie etwas übersehen. Ich schaue dem Amselpaar zu, wie es, aufgeplustert